

Ulrich Huttner: *Die politische Rolle der Heraklesgestalt im griechischen Herrschertum.* Stuttgart: Steiner Verlag 1997. IX, 385 S. (Historia. Einzelschriften. 112.).

Die Gestalt des Herakles/Hercules ist in den letzten Jahren verstärkt in den Blickpunkt der archäologischen, der philologischen wie der althistorischen Forschung getreten. Dabei ist allgemein eine erfreulich zunehmende Tendenz zur Überschreitung der eigenen Fachgrenzen zu verzeichnen: wohl aus der Einsicht heraus, daß sich anders der Figur des so überaus facettenreichen Heros und Gottes kaum beikommen läßt.

Die vorliegende althistorische Arbeit, eine Münchener Dissertation, setzt sich zum Ziel, die Bedeutung des Herakles für griechische Herrscher anhand sowohl der schriftlichen als auch der Bildzeugnisse zu untersuchen. Nach der politischen Rolle des Heros und Gottes im antiken Herrschertum ist zwar bereits häufiger gefragt worden, doch konzentrierten sich frühere Arbeiten entweder auf einzelne

Herrscher oder bestimmte Aspekte dieser Beziehung. Eine umfassende Untersuchung des Phänomens wurde bislang lediglich von W. Derichs unternommen, der in seiner 1950 vorgelegten Dissertation den Schwerpunkt aber sehr stark auf Rom legte.¹ Eine grundlegende, auf griechische Herrscher konzentrierte Neuaufnahme des Themas ist also mehr als gerechtfertigt.

Huttner (H.) gliedert sein Unternehmen übersichtlich in vier Teile, wobei am Ende eines jeden einzelnen Kapitels kurze Zusammenfassungen stehen. In der Einleitung (A) umreißt er sein Thema und legt seine Methode dar. In einem darstellenden Teil (B) werden die verschiedenen Herrscher und Dynastien auf ihre Beziehungen zu Herakles hin einzeln untersucht. In einem analytischen Teil (C) folgt eine Systematisierung der verschiedenen Beziehungsformen zwischen Herrschern und Herakles. Am Schluß stehen eine Zusammenfassung und ein bis in die Neuzeit ausgreifender Ausblick (D). Angefügt sind eine Herrscherliste, in der knapp die jeweils verfügbaren Quellen zusammengestellt sind, ein Literaturverzeichnis, ein Quellenindex (samt Inschriften und Münzen) sowie ein Personen- und ein Ortsregister.

In der Einleitung (1–24) stellt H. zu Recht fest, daß das Interesse der Forschung bislang einseitig der Angleichung des Herrschers an Herakles galt. Das «politische Kräftespiel zwischen Herrscher und Herakles» setze sich indes aus mehreren Faktoren zusammen: der genealogischen Beziehung, dem Schutzverhältnis und der Angleichung des Machthabers an den Heros (20). Diese drei Formen der Beziehungsaufnahme will H. anhand derjenigen Herrscher und Dynastien untersuchen, für die ausreichendes Quellenmaterial vorliegt (22 ff).

Angesichts der Prämisse, Bildquellen seien, da «logischer Erkenntnis von Haus aus schwerer zugänglich», problematischer zu interpretieren als Textquellen und führten ohne deren Stütze leicht in die Irre (22 f), fragt man sich, ob hier der unterschiedliche Charakter beider Medien und ihre jeweils eigenen Interpretationsschwierigkeiten angemessen berücksichtigt sind.

Die Einzeluntersuchungen beginnen mit einem Kapitel 'Herakles und die Peisistratiden', das den programmatischen Untertitel 'Die Unsicherheit archäologischer Quellen' trägt (25–42). H. setzt sich hier kritisch mit der bekannten, auf J. Boardman zurückgehenden These auseinander, die Beliebtheit des Herakles in der attisch-schwarzfigurigen Vasenmalerei deute darauf, daß er eine besondere Bedeutung für die Peisistratiden besaß. H. gelangt in seiner sehr detaillierten Analyse der je für diese These bemühten Zeugnisse zu dem Ergebnis, daß weder Bild- noch Schriftquellen den «sicheren Schluß auf eine Identifizierung der Peisistratiden mit oder auch nur auf ein besonderes Interesse ihrerseits an Herakles» zuließen (38).

H. ist bei seiner Skepsis gegenüber mancher Überinterpretation grundsätzlich recht zu geben, doch forciert er das Problem etwas zu sehr auf die Alternativen 'Identifizierung' und 'kein Interesse an der Heraklesgestalt'. Daß es Zwischentöne gab, zeigt etwa Peisistratos' berühmte Wagenfahrt mit der als Athena verkleideten Phye zur Akropolis: ein spektakulärer Auftritt, der offenkundig auf die Assozierbarkeit des suggestiven Bildes hin inszeniert war.²

¹ W. Derichs, *Herakles. Vorbild des Herrschers in der Antike* (masch. Diss. Köln 1950). Die Arbeit ist, obwohl nicht publiziert, weithin zur Kenntnis genommen worden. Auch H.'s eigene Arbeit verdankt ihr viel (18).

² Eine ausgewogene Analyse des Problems gibt jetzt H. Brandt, *Chiron* 27, 1997, 315 ff.

Ein besonders enges Verhältnis zu Herakles pflegten die spartanischen Könige, die sich über ihre Eponymen Agis und Eurypon auf ihn zurückführten (43–64). Die Abkunft von Herakles wurde in Sparta zwar auch von einzelnen Spartiatenfamilien und den Lakedaimoniern in ihrer Gesamtheit für sich reklamiert, doch allein die Agiaden und Eurypontiden konnten ihre Ansprüche durch detaillierte Stammbäume belegen (47). Seit dem 4. Jh. traten dann auch Nicht-Könige wie Lysander und Lykurg als Herakliden auf, um ihre eigenen Herrschaftsansprüche zu legitimieren (50f).

Hier scheint die genealogische Rückführung als einzige Verbindungslinie der Könige zu Herakles etwas zu absolut gesetzt zu sein. Bedeutet das Fehlen von Quellen, die von einer besonderen religiösen Verehrung des Herakles durch die spartanischen Könige reden, daß Herakles wohl nicht deren «offizieller Schutzgott» war (64), d. h. galt die Schutzgottfunktion des Herakles, die er für Sparta insgesamt besaß, nicht von vornherein auch für sie? Zu fragen wäre zudem nicht nur nach dem außen-, sondern auch dem innenpolitischen Stellenwert des königlichen Anspruchs: Wenn Lysander dazu aufrief, die Herrschaft nicht den Nachkommen des Herakles, sondern denjenigen zu übergeben, die sich durch entsprechende Tüchtigkeit auszeichneten (54), dann zeigt dies doch deutlich, daß in klassischer Zeit auch in Sparta selbst der genealogische Verweis nicht mehr als hinreichende Legitimation akzeptiert wurde.

Die makedonischen Könige führten sich über das argivische Geschlecht der Temeniden auf Herakles zurück (65–85). Die Abkunft von Herakles scheint in Makedonien auf die Könige beschränkt gewesen zu sein, die sich hierauf vor allem beriefen, um nach außen die Ebenbürtigkeit ihres Griechentums zu dokumentieren (65 ff). Unter Philipp II. spielte die Berufung auf Herakles eine zentrale Rolle bei der Rechtfertigung der makedonischen Expansionsbestrebungen in Nord- und Mittelgriechenland (72 ff); so kamen damals neue Heraklesmythen auf, mittels derer die Ansprüche des Königs auf diese Gebiete begründet wurden. Im 'Philippus' des Isokrates wird Herakles dem König als Leitbild vor Augen gestellt: dieser solle sich an seinem Ahn sowohl in seinem Verhalten als auch bei der friedensstiftenden Einigung Griechenlands gegen die Perser orientieren (79 ff).

H. sieht allerdings keinen Beleg dafür, daß «Philipp selbst sein Heraklidentum als Instrument der Propaganda in den politischen Auseinandersetzungen jener Zeit eingesetzt hätte»: «Womöglich hat er auf dem Mythos basierenden Argumenten mißtraut» (85). Es fällt freilich schwer zu glauben, daß die Rechtfertigung seiner Gebietsansprüche allein das Werk anderer war.

Besonders intensiv gestaltete sich die Beziehung zwischen Alexander d. Gr. und Herakles (86–123). Alexander führte seine Abstammung ins Feld, wenn es der diplomatischen Begründung von Ansprüchen zupass kam (88 ff). Auf seinen Zügen dokumentierte er durch Opfer und die Errichtung von Altären innige Verehrung für Herakles als seinen Schutzgott (92 ff). Angesichts der öffentlich demonstrierten Nähe Alexanders zu Herakles verfestigte sich beim Publikum die enge Verbindung beider zunehmend (100). Herakles war für Alexander zugleich ein Leitbild, an dem er sich bezüglich herrscherlicher Tugenden ebenso orientierte wie bei der territorialen Ausweitung seines Wirkungsraumes (102 ff). Bei Gelagen trat Alexander zwar des öfteren, angetan mit Löwenfell und Keule, als Herakles auf (112 ff), doch seine zunehmende Angleichung an Herakles wurde, so H., nicht von ihm selbst, sondern von seinen Zeitgenossen forciert (122 f).

Fragen wirft H.'s Interpretation der Quellen zu Alexanders Belagerung von Tyros auf (96ff). Dokumentiert der Umstand, daß Alexander vor der Belagerung von Tyros seinen Anspruch auf die Stadt damit begründete, dem Herakles opfern zu wollen, tatsächlich nur die tiefe Verehrung für seinen Schutzgott? Alexanders Traum während der Belagerung, Herakles selbst führe ihn in die Stadt hinein, hält H. gegen – bereits antike – Stimmen des Zweifels für authentisch und interpretiert auch ihn als Beleg für die intensive Heraklesverehrung Alexanders. Doch ob Alexander wirklich träumte oder nicht, ist eine ebenso unlösbare wie irrelevante Frage; viel entscheidender ist doch die politisch enorm zweckdienliche Wirkung bei Freund und Feind, die die Propagierung dieses Traumes hatte. – Etwas forciert ist H.'s Interpretation der lysippischen Statuen des Herakles Farnese und des Herakles von Tarent: Lysipp habe Alexander «ein Bild des Ahnen vor Augen halten und zur Nachahmung anempfehlen» wollen, «das dem Feldherrn nur wenig vertraut war» (111). Hier würde man gern die Argumente hören, die für eine solch dialogisch-didaktische Deutung sprechen. – Die Heraklesauftritte Alexanders empfindet H. als befremdlich: sie seien, da Alexander sich normalerweise «in mehr oder weniger trunkenem Zustand» als Herakles kostümiert habe, nicht «so ganz ernstzunehmen»; vielmehr zeige ihre Häufigkeit, «wie sehr Alexander im Unterbewußtsein in die Rolle seines Urahnen hineingewachsen ist» (114). Zu fragen ist aber, ob solche Auftritte zu Alexanders Zeit grundsätzlich anders bewertet wurden als etwa seine öffentlich in Szene gesetzten Opfer an Herakles. Wie fließend die Grenzen waren, wird etwa darin deutlich, daß er sich – spätestens seit seinem Besuch beim Ammonorakel von Siwah – als Zeussohn gerierte (140ff) oder sich von Apelles mit dem Blitzbündel des Zeus darstellen ließ (119). – Für das Einfließen von Zügen des Alexanderporträts in die Heraklesikonographie auf den Münzen macht H. den Zeitstil und die Stempelschneider verantwortlich: «Ein dirigierender Wille des Königs ist auf alle Fälle hinter den Münzbildern nicht zu spüren. Nichtsdestoweniger setzte sich schon zu Lebzeiten Alexanders allmählich ... die Identifizierung des Herrschers mit Herakles im Bewußtsein der Menschen fest» (122). Bei dieser einseitigen Zuschreibung der Verantwortlichkeit gerät aus dem Blick, daß sich Alexander selbst in seinem Äußeren – Bartlosigkeit, Anastole – mit aus der Heroen- und besonders der Heraklesikonographie bekannten Zügen stilisierte.

Bei den Ptolemäern (124–145) erweiterte sich der Kreis der für die Könige zentralen Götter. Als Stammvater trat neben Herakles nunmehr auch Dionysos (124ff), Ptolemäerbildnisse wurden mit den Attributen verschiedener Götter ausgestattet, und auch in Stiftungen, bei Weihungen und Opfern war Herakles nur eine unter mehreren Gottheiten (129ff). In den Vordergrund tritt Herakles allerdings im 17. Idyll Theokrits: Hier erscheinen der verstorbene Ptolemaios I. und Alexander, beide legitimiert sowohl durch ihre Abkunft als auch durch ihre Leistungen, als Tischgenossen des Herakles im Olymp und tragen diesem, als sie ihn schließlich in sein Schlafgemach begleiten, seine Waffen nach (140ff).

Die Theokrit-Verse hätte noch etwas stärker für die Deutung der übrigen Quellen fruchtbar gemacht werden können. Für die Interpretation bildlicher Herrscherdarstellungen mit Götterattributen liefern sie, was etwa die bei aller Nähe wichtige Wahrung des Rangunterschiedes betrifft, einen höchst aufschlußreichen szenischen Kontext. Daß Theokrit hier mit «spielerischem Humor» vielleicht «ganz leise und freundliche Kritik an der bildlichen Angleichung der Ptolemäer an Herakles» übe (144), ist kaum zu begründen. Die Verse stehen nicht im Widerspruch zu den übrigen Zeugnissen, sondern gesellen sich ihnen als ein besonders deutlicher Beleg dafür zu, daß die Götternähe des Herrschers im ptolemäischen Ägypten des 3. Jh. als etwas Selbstverständliches empfunden wurde.

Die folgenden Kapitel sind den übrigen Erben des Alexanderreiches gewidmet. Für das Verhältnis Herrscherbildnis/Heroenbild aufschlußreich ist die hellenistische Überlieferung einer Gemäldedeutung: Bei dem Dargestellten könne es sich angesichts der physiognomischen Merkmale und der Keule sowohl um

Lysimachos (146–152) als auch um Herakles handeln; erst das Vorhandensein auch eines Löwenfells erlaube die Identifizierung als Herakles. Im epirotischen Königshaus der Molosser trat unter Pyrrhos (153–162) neben Achilleus als zweiter Stammvater Herakles hervor, dem sich der König auch durch Leistung nachzueifern bemühte. Bei den Antigoniden (163–174) wurde Herakles offenbar erst unter Philipp V. zur Leitfigur der Königsherrschaft. Den Attaliden (175–190) galt Herakles, angeknüpft über den Telephosmythos als Ahnherr. Zum Schluß analysiert H. eingehend die wichtige Rolle des Herakles für Mithridates VI. Eupator (191–197),³ Antiochos von Kommagene (198–210) und Iuba II. (211–220). Sehr klar ist jeweils herausgearbeitet, inwieweit die einzelnen Herrscher bei ihrer recht unterschiedlich akzentuierten Berufung auf Herakles in der Tradition Alexanders standen.

Im analytischen Teil befaßt sich H. zunächst mit der Rolle des Herakles als dem Ahn von Herrschern (221–252). Die politische Bedeutung einer solchen Ahnenschaft lag darin, daß sie den Herrscher legitimierte und – außenpolitisch – die Grundlage für die Aufnahme syngenetischer Beziehungen bildete. Die Zentren heraklidischen Königtums lagen auf der Peloponnes, doch war Herakles wegen seiner Popularität in Griechenland allgemein, etwa in Thessalien oder Epirus, ein sehr begehrter Ahn von Herrschern. Die bedeutendsten Dynastien waren in klassischer Zeit die beiden traditionsreichen Königsfamilien von Sparta und das makedonische Herrscherhaus, dessen Verbindung mit Herakles von Alexander d. Gr. mit nachhaltiger Wirkung auf seine Nachfolger intensiviert wurde.

H. macht bei der Bewertung deutliche qualitative Unterschiede: zwischen der lückenlos nachweisbaren Genealogie der Spartaner, der lediglich – über die argivische Temenidendynastie – vermittelten Heraklesabkunft der makedonischen Könige und schließlich der lückenhaften, daher «auf recht unsicheren Füßen» stehenden und vagen Heraklesgenealogie der molossischen und einiger hellenistischer Königtümer (241 ff). Zwar sei nicht überliefert, daß einmal zwei Herakliden in Konkurrenz zueinander traten, doch dürfe man dem «genealogischen Gespür der Griechen» zutrauen, daß auf sie das qualitativere Heraklidentum eines Spartanerkönigs «ungleich intensiver» wirkte als das von Herrschern wie etwa eines Attaliden, der seine Abkunft «nur durch den einen oder anderen Winkelzug untermauern konnte» (243). Daß die Vollständigkeit des Stammbaumes auch in der Antike das höchste Qualitätskriterium war und sein Fehlen als «Makel» (243) galt, darf jedoch bezweifelt werden. War etwa die Abkunft der Attaliden von Herakles und Telephos deshalb «eher unerschwinglich», weil sie «sich an Hand von detaillierten Genealogien nicht recht belegen» ließ (190)? Oder konnten sie, die sich gegen die etablierten Nachfolgeregiche des Alexanderreiches behaupten mußten, die – ihnen, wie der Telephosfries zeigt, durchaus wichtige – Nähe zu ihrem Ahn nicht viel wirkungsvoller durch ihre militärischen Leistungen dokumentieren?

Im Kapitel 'Herakles als Schutzgott – die religiöse Bindung zwischen Gott und Mensch' geht H. auf die verschiedenen Schutzfunktionen des Herakles ein und stellt heraus, daß er seit dem Hellenismus den Herrschern auch im Krieg zur Seite stand (253–270).

H. wird hier vor allem von der Frage umgetrieben, wie intensiv die persönlichen Beziehungen der verschiedenen Herrscher zu Herakles gewesen sein mögen. So hätten die spartanischen Könige, da das genealogische Band «natürlich in der Regel eine intensivere

³ Zu Mithridates VI. und Herakles jetzt auch: B. Andreae, *RM* 104, 1997, 395 ff.

religiöse Bindung nach sich» gezogen habe, ein besonders tiefgehendes Verhältnis zu Herakles gepflegt (265 ff). Gleiches gelte auch für Alexander, bei dem «erhebliche religiöse Emotionen im Spiel gewesen sein müssen» (268), oder Pyrrhos, der etwa «ganz spontan und persönlich» vor der Schlacht am Eryx seinem Stammvater für den Fall eines Sieges Festspiele gelobte (266). Demgegenüber sei etwa bei Philipp V. die «religiöse Beziehung zu Herakles relativ oberflächlich» gewesen: «Sonst hätte er nicht ein Heiligtum des Herakles zerstören lassen» (268; vgl. 171). Bei Alexander freilich findet eine ähnlich ignorante Missetat eine ganz andere Bewertung. Daß Alexander sich, als die Thebaner ihn unter in-ständiger Berufung auf die gemeinsame Verbindung zu Herakles um Schonung baten, nicht von der Zerstörung ihrer Stadt abhalten ließ, deutet H. so: «Alexander . . . wußte von der verbindenden Kraft seines Heraklidentums, spürte sie zum Teil wohl auch selbst, ließ aber nicht von ihr sein Handeln diktieren» (90 ff).

Bei der 'Angleichung an Herakles' (271–318) werden mehrere Möglichkeiten unterschieden. Als mythisches exemplum wurde Herakles gern herangezogen, wenn es galt, die außerordentlichen Kräfte, die Tapferkeit und andere agonale Tugenden oder die sittlichen Qualitäten des Herrschers adäquat zu loben oder diesen zur Nachahmung anzuspornen (271 ff). Sichtbarer Ausdruck der Angleichung war das Auftreten des Herrschers mit den Attributen des Herakles, sei es, wie für Alexander belegt, in der Realität, oder, wie erst für den Hellenismus bezeugt, im Bild (296 ff). In hellenistischer Zeit sind zwar gelegentlich Kult-handlungen und Ehren für Herrscher und andere Götter, darunter auch Herakles belegt, nicht aber, daß ein Herrscher als Herakles kultische Ehren genoß (306 ff). – Sehr bedauerlich ist, daß beim Druck des Rezensionsexemplars zwischen Seite 294 und 311 acht Seiten verloren gingen.

Überlegungen, ob Alexanders Auftritte mit den Attributen des Herakles Reaktionen hervorriefen, die «von der religiösen Scheu angesichts einer Epiphanie bis zur spöttischen Ablehnung» reichten (305) oder ob sich «mancher wohl doch gefragt haben» wird, «ob der König noch bei Verstand sei» (300), konstruieren eine künstliche, durch die antiken Quellen in keiner Weise gestützte Schamgrenze zu dem, was aus den Quellen sonst über die Selbstinszenierung Alexanders zu erfahren ist (s. o.). – Wieder verwundert der fast leitmotivische Hang zu psychologisierender Differenzierung und Normensetzung: Herrscher wie Alexander oder Pyrrhos, bei denen das «Gefühl, in den Spuren des Herakles zu wandeln und selbst ein zweiter Herakles zu sein» und somit «echte Emotionen» prägend gewesen seien, werden solchen Herrschern kontrastierend gegenübergestellt, die, «ohne eine persönliche Anteilnahme und ohne eigenes Interesse an der Heraklesgestalt», ein «kühl rechnendes Spiel mit charismatischen Kräften und religiösen Gefühlen anderer» trieben (312 f). Hier werden die Quellen deutlich überstrapaziert, denn vor der Innenseite herrscherlicher Religiosität versagt unser methodisches Instrumentarium.

H. hat seine Untersuchung für die einzelnen Herrscher und -dynastien erschöpfend durchgeführt, doch ist im analytischen Teil ein wenig die Chance verschenkt, durch synchrone Verbindungslinien die drei Kategorien Genealogie – Schutzverhältnis – Angleichung differenzierend in eine historische Entwicklung einzubinden.

Neben der genealogischen Anknüpfung an Herakles trat seit dem 5. Jh. und besonders seit Alexander allgemein der Nachweis von Leistung als Kriterium überzeugender Heraklesnachfolge in den Vordergrund. Damit war der entscheidende Schritt hin zur Überbrückung der – auch beim lückenlosesten Stamm- baum vorhandenen, da generationenweiten – Distanz zwischen Herrscher und Herakles getan und ein Weg gebahnt, auf dem das Auftreten des Herrschers mit Götterattributen lediglich ein weiterer Schritt war. Reale Auftritte dieser Art

konnte sich bezeichnenderweise erst Alexander – und zunächst auch nur er – erlauben: eben wegen seiner alle bisherigen Maßstäbe übersteigenden Erfolge. 'Angleichung' und 'Identifizierung' sind hier allerdings wenig hilfreiche, da bereits auf das Endstadium verweisende Begriffe. Man sollte eher verschiedene Nuancen bei der Verringerung des Abstandes zwischen Herrscher und Herakles unterscheiden und die Zeugnisse unter dem Gesichtspunkt einer graduell fortschreitenden Herstellung eines besonderen Nahverhältnisses interpretieren.

Der Herrscher war dabei keineswegs autonom, sondern in ein voraussetzungsreiches Kommunikationssystem eingebunden. Verengt man den Blick zu sehr auf den einzelnen Machthaber, dann erliegt man leicht der Versuchung, seine Handlungsfreiheit zu überschätzen und sein Verhalten gar moralisch zu qualifizieren.

H. schreibt dem Herrscher, den er als Vermittler der «Kraft des Mythos» an die «Gemeinschaft der Regierten» ansieht (16), eine erstaunlich autonome Position zu. Hieran liegt es, daß er die von Derichs getroffene Kategorisierung (Genealogie, Aretalogien, patronales Schutzverhältnis, echte Heraklesnachfolge und Imitation/äußere Angleichung) zwar modifiziert (20 mit Anm. 86), nicht aber ernstlich hinterfragt: Genealogie, Schutzverhältnis und Angleichung sind Kategorien, die, für sich genommen, leicht zur isolierten Betrachtung des Herrschers verleiten – mit der Konsequenz, daß die von H. zu Recht ausgesonderten, stark wertenden Kategorien «echter» und «äußerlicher» Heraklesverehrung bei ihm doch wieder eine tragende Rolle spielen.

Der Umstand, daß Herakles eine so überaus populäre, allenthalben vertraute und vielseitig verwendbare individuelle wie kollektive Identifikationsfigur war, machte ihn für Herrscher einerseits so attraktiv, schränkte aber zugleich ihren Handlungsspielraum ein. Das Nebeneinander unterschiedlich begründeter individueller und kollektiver Ansprüche (vgl. etwa 82) barg ein Konfliktpotential, welches nicht nur, wie das Beispiel Lysander zeigt, innerhalb einer Polis, sondern auch bei zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen aktiviert werden konnte. Die Berufung gerade auf eine solch vitale Gestalt wie Herakles konstituierte eine allgemeine Anspruchshaltung, die nach – im Bedarfsfall auch gewaltsamer – Bestätigung verlangte.

So, wie bei Leuktra die Spartaner von den ebenfalls auf Herakles' Hilfe setzenden Thebanern geschlagen wurden (263 f), stellte später Alexander mit der Zerstörung Thebens die Konkurrenzlosigkeit seines eigenen Heraklidentums dar. Sein Vorgehen gegen Theben wie später auch gegen Tyros zeigt eindrucklich, daß sich ein Herrscher eben gerade dann nicht durch religiöse Scheu von Schandtaten abhalten ließ, wenn ihm sein Gegner mit eigenen Heraklesansprüchen Konkurrenz machte. Auch die späteren Auseinandersetzungen mit Rom waren zusätzlich dadurch aufgeladen, daß Herakles von Pyrrhos (157 f) oder Perseus (172 f) gegen einen Feind ins Feld geführt wurde, der seinerseits Hercules als Kriegsgott verehrte.⁴ Syngeneia-Beziehungen griechischer Herrscher waren nur eine Möglichkeit gegenseitiger Kontaktaufnahme.

H. ist einer stupenden Faktenfülle Herr geworden und hat seinen Anspruch, die Diskussion zum Thema Herrscher – Herakles auf eine neue Grundlage zu stellen (19), erfüllt. Mit seiner profunden und zugleich mit großem Gewinn lesbaren Arbeit hat er ein Fundament gelegt, auf dem sich weiterbauen läßt.

Freiburg i. Br.

Stefan Ritter

⁴ Zu Hercules als römischem Kriegsgott s. Verf., *Hercules in der römischen Kunst von den Anfängen bis Augustus* (1995) 26 ff. 35 ff.